

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

### 3. Kapitel.

Am nächsten Morgen saß Werner in seinem Bureau und rechnete:

„4 mal 3 ist 9 und 5 ist 13.“

Eilig fuhr der Bleistift über das Papier, Zahl reichte sich neben und unter Zahl, und das Resultat war falsch, das sah Werner auf den ersten Blick. Noch einmal begann er von vorn zu rechnen und entdeckte Fehler neben Fehler. Es war, als hätte er seit dem gestrigen Abend die Kunst des Rechnens vollständig verlernt. So stümperhaft hatte er als Schüler nicht gerechnet.

Er legte den Bleistift beiseite und trat an das Fenster. Er sah das Leben und Treiben auf den Höfen des Walzwerkes, er sah die Lokomotiven mit den leeren und vollen Eisenbahnwagen auf den Anschlußgleisen hin und her fahren. Aber es kam ihm nicht zum Bewußtsein, was er sah.

In ihm war etwas, was er bisher nicht gekannt hatte: eine Unruhe, eine Unsicherheit und Ungewißheit, ein Gefühl der Befriedigung, das gleichzeitig Angst erzeugte.

War es denn wirklich möglich, daß ein Augenblick des Zusammenstehens mit einem Weibe, ein Blick aus leuchtenden Frauenaugen im Innern eines Mannes eine solche Veränderung hervorrufen konnte?

War da plötzlich in ihm etwas wach geworden, ein Gefühl, eine Leidenschaft, von deren Vorhandensein er bisher nichts, absolut nichts gewußt, und steckte in jedem Manne die Möglichkeit, daß explosiv ein solches Gefühl lebendig wurde und das ganze Denken und Fühlen des Mannes beherrschte?

War er bisher wie ein Blinder der Welt, besonders den Frauen gegenüber gewesen, hatte er bisher eine Lücke in seinem Empfinden gehabt, einen Defekt in seinem Gemüt?

Ein Narr war er, ein Mordsnarr! Mit welcher Geschicklichkeit trat er nicht in die Fußstapfen seines Vorgängers! Das war das Richtige: sich in die Ehefrau verlieben, sein Gefühl verraten und ihr binnen kurzem lästig und unempfindlich zu werden, um schließlich fortgejagt zu werden mit Spott und Schande!

Er begriff seinen Vorgänger, er verstand es wohl, daß dieser sich gleich ihm hatte gefangennehmen lassen durch den Zauber, der von Dora Buchwald ausging. Und er haßte gleichzeitig diesen Mann, den er nie gekannt, weil jener es gewagt hatte, seine Augen zu Dora Buchwald zu erheben und ihr mit seinen Gefühlen lästig zu fallen.

Ein ekelhafter, lastloser Frechling! . . .

Es würde vorübergehen, es mußte vorübergehen. War er nicht Mann genug, um sich zu beherrschen, um diese törichte Aufladern einer wilden Leidenschaft, die er heut zum erstenmal fühlte, zu unterdrücken, einzudämmen wenigstens, bis er in Sicherheit war?

Und er mußte sich in Sicherheit bringen. Er durfte nicht hier bleiben, er mußte fort. Er wünschte, das Jahr wäre um gewesen. War er nicht der Mann der Energie, der Tatkraft und des unerschütterlichen Willens, der bisher alles erreicht hatte, was er erreichen wollte — und hier sollte er schwächlich, feig und abhängig von törichtem Gefühlen sein, die wahrscheinlich ebenso rasch vergingen wie sie gekommen waren?

Werner ging einigemal im Bureau auf und ab und trat dann an das gegenüberliegende Fenster.

Eine Equipage kam auf den Hof gefahren, und als sie näher heran war, erkannte Werner den Wagen des Geheimrats Kersten.

„Was will er so früh hier?“ fragte er sich. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und tat, als wäre er eifrig beschäftigt.

Der Arbeiter in Feuerwehruniform, der draußenordonnanzdienste tat, riß die Tür auf und meldete:

„Herr Geheimrat Kersten.“

Werner sprang lebhaft auf und ging seinem Gönner höflich entgegen.

„Guten Morgen, lieber Bergvat!“ rief Kersten. „Hoffentlich höre ich nicht allzusehr. Ich komme mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten. Das Neueste zuerst: Sie sind gestern abend ganz plötzlich verschwunden, und ich muß mich bei Ihnen entschuldigen. Ich hatte mit Dora und Frau Schotelius verabredet, daß wir vier, die beiden Damen, Sie und ich, an einem Tische essen würden, und war beauftragt, Sie einzuladen. Das habe ich in dem Augenblick, in dem ich Sie im Musikverein traf, vergessen. Klinter sagte dann, Sie wären fortgegangen, weil Sie sich abgespannt fühlten und heute früh auf dem Bureau sein wollten. Ich hoffe nur, Sie haben mein Versehen nicht übelgenommen. Ich bin ein alter Mann, der eine Menge Dinge im Kopf hat. Ich habe sogar vergessen, Ihnen gestern abend mitzuteilen, daß mein Sohn von Ostafrika unterwegs ist. Er hat mir von der Küste aus ein Kabellegramm geschickt, daß es ihm besser geht und daß er sich durch die Seefahrt genügend zu erholen hoffe. Er kommt zu dreimonatigem Urlaub hierher. Ich habe mich so über das Telegramm gefreut, daß ich an gar nichts anderes dachte. Ich bin die Angst um die Erkrankung des Jungen los, und Sie können sich denken, wie ich mich freue, ihn drei Monate bei mir zu haben. Die Damen, besonders Fräulein Dora, haben meine Entschuldigung natürlich nicht annehmen wollen. Man fürchtete, Sie seien verletzt, man wollte Ihnen gegenüber sich irgendwie dankbar zeigen für die freundliche Hilfe, die Sie Dora bei ihrem Vortrage und mit der Begleitung hatten zuteil werden lassen, und es herrschte ziemlich Bestimmung am Tisch, was mir nicht

angenehm sein konnte, weil ich das Karnidel war. Ich darf wohl wenigstens den Damen noch im Laufe des heutigen Tages berichten, daß Sie die Sache nicht krummgenommen haben?"

„Ganz und gar nicht, mein werter Herr Geheimrat, und wenn ich offen sein soll, war es mir sehr lieb, daß Sie diese Einladung vergessen haben.“

„Wieso?" fragte Kersten erstaunt.

„Weil es mir sehr unangenehm gewesen wäre, dazu bleiben und mit am Tische zu sitzen, gewissermaßen bereit, alle Liebenswürdigkeiten zu empfangen, die man mir schuldig war oder wenigstens schuldig zu sein glaubte. Gerade weil ich alle Danksgungen und Freundlichkeiten vermeiden wollte, bin ich gegangen und bin froh, daß es so gekommen ist.“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Bergrat, aber was Sie da reden, ist mir gänzlich unverständlich. Es kann Ihnen doch nicht unangenehm sein, mit Leuten an einem Tisch zu sitzen, die Ihnen gegenüber das Dankgefühl haben.“

„Unter anderen Verhältnissen als hier natürlich nicht, aber wenn man sich so unbehaglich fühlt!"

Werner brach plötzlich ab, und Kersten machte große, erstaunte Augen.

„Unbehaglich? Mein Gott, so reden Sie doch! Ist irgend etwas nicht in Ordnung, paßt Ihnen irgend etwas nicht? Sprechen Sie sich doch offen mir gegenüber aus. Nur kein Schmolken, kein Rucksen, kein Maulhängen! Wir sind doch Männer und nicht hysterische Weiber. Was ist denn geschehen?"

„Nichts, Herr Geheimrat, nichts! Ich bitte Sie dringend, keine falschen Schlüsse aus meiner Bemerkung zu ziehen! Sagen wir anstatt „unbehaglich": „unsicher", obgleich auch das nicht das richtige Wort ist. Gar nichts ist geschehen. Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen! Aber die Verhältnisse hier sind nicht normal, das habe ich Ihnen von Anfang an gesagt. Wenn ich mit Fräulein Dora Buchwald zusammen bin, dann habe ich meine Unbefangenheit nicht, die ich jeder anderen Dame gegenüber habe; denn Fräulein Buchwald ist meine Chefin, ist meine Brotherrin. Ich bin von ihr abhängig, ich bin ihr Untergebener. Ich fühle mich unsicher, wie ich mein Benehmen ihr gegenüber einrichten soll. Ich habe immer das Gefühl, daß ich nicht den richtigen Mittelweg treffe zwischen der Zurückhaltung, die mir als Angestelltem der Dame zukommt, und der Höflichkeit, die ich ihr schulde, weil sie eine Dame ist. Zwischen mir und der Dame steht immer der Schatten meines Vorgängers.“

Der Geheimrat schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Verdammte Matscherei!" rief er. „Da hat Ihnen wieder irgend jemand etwas in die Ohren geblasen, natürlich entstellt, verdreht und übertrieben. Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Ihr Vorgänger war ein taktloser Esel. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, Dora zu heiraten und hier den Herrn zu machen. Er kam täglich ungerufen, angeblich in dienstlichen Angelegenheiten nach Saartkirchen, um Dora unter den nichtsagendsten Vorwänden zu sprechen, blieb dann stundenlang den Damen auf dem Halse, machte immer deutlichere Anspielungen betreffs Liebe, Verlobung und Eheschließung, bis es Dora zu viel wurde und sie den Mann loszuwerden suchte, sie abreiste und ihm durch mich die Kündigung zugehen ließ. Sie hat in der Notwehr gegen einen recht taktlosen Narren gehandelt. Sie betragen sich vernünftig und taktvoll gegen sie. Was haben Sie also zu fürchten, was kann Sie beunruhigen, was macht Sie nervös und unsicher? Ist Ihnen irgend etwas an Dora Buchwald unsympathisch?"

„Nein, nein, ganz im Gegenteil!" antwortete Werner, und im nächsten Augenblick hätte er sich auf den Mund schlagen mögen. Er fühlte, wie ihm das Blut in das Gesicht stieg, und das verwirrte ihn dermaßen, daß er unzusammenhängend zu stottern begann:

„Ich meine — ich wollte nur sagen — Fräulein Buchwald ist mir natürlich in keiner Weise unsympathisch — im Gegenteil, sie hat alle die Eigenschaften, die Sie mir einst an ihr rühmten.“

„Es freut mich, daß Sie das eingesehen haben," entgegnete Geheimrat Kersten; „um so mehr wundert es mich dann aber, daß Sie nervös werden. Wenn Sie wirklich eingesehen haben, welche schätzenswerten Eigenschaften Dora besitzt, müssen Sie wissen, daß an ihr alles klar, ehrlich, ohne Falschheit und ohne Hintergedanken ist. Ich meine,

wenn man eine derartige Person vor sich hat, sei es Mann oder Weib, gewinnt man doch Sicherheit und nicht das Gegenteil.“

„Sie haben recht, Herr Geheimrat, ganz recht. Ich sehe es ein, ich bin wohl mit vorgefaßter Meinung hier an die ganzen Verhältnisse herangetreten.“

„Das habe ich sofort gemerkt, als Sie herkamen, und habe es gefürchtet. Nun gewöhnen Sie sich diese vorgefaßte Meinung ab. Ich denke, Sie haben allen Grund dazu, sich nicht selbst Sachen zu suggerieren, die Sie in Ihrem seelischen Gleichgewichte stören. Und dann will ich Ihnen etwas sagen, lieber Freund. Sie können es mir glauben, denn ich bin ein alter, erfahrener Mann: man gewöhnt sich an alles, auch an Verhältnisse, die Sie als normal bezeichnen. Gewiß, ich gebe es zu: es ist nicht angenehm, eine junge Dame zur Chefin zu haben, wenn man sich in Ihrer Stellung befindet. Doch auch daran gewöhnt man sich. Aber nun hoffe ich, Sie in der nötigen seelischen Verfassung zu haben, um Ihnen eine Bitte vorzutragen, und zwar im Namen von Fräulein Buchwald, respektive im Interesse des Dienstes. Der Betriebsführer der Justinus-Steinkohlengrube, Berginspektor Brandt, hat gestern abend einen Schlaganfall erlitten und ist in das Knappschafts-lazarett geschafft worden. An seinem Aufkommen wird gezweifelt. Auf der Justinus-Grube sind wichtige Umbauten im Gange. Es hilft Ihnen nichts: Sie müssen die Leitung der Justinus-Grube auch übernehmen. Ich hoffe, Sie machen mir keine Umständlichkeiten. Sie sind allerdings nur als Direktor des Walzwerks engagiert, aber selbstverständlich werden Ihre Bezüge erhöht, wenn Sie auch noch die Leitung der Steinkohlengrube „Justinus" übernehmen. Sie sind aber gleichzeitig als zukünftiger Generaldirektor designiert, und es ist logisch und vernünftig, wenn wir nicht erst wieder einen neuen Betriebsleiter für die Justinus-Grube engagieren, sondern wenn Sie ganz nach Ihren Intentionen und Wünschen die Umbauten dort vornehmen lassen, um dann, wenn Sie Generaldirektor sind, ganz nach Ihrem Belieben sich einen Betriebsführer für die Justinus-Grube zu engagieren. Ich weiß, Sie sitzen in kolossaler Arbeit, ich weiß, Sie planen eine Vergrößerung des Walzwerks und einige Neuerungen. Um mir Ihr Wohlwollen zu erwerben, will ich Ihnen nur gleich sagen, daß ich mich über Ihre Absicht freue, daß ich mit Ihren Plänen vollkommen einverstanden bin und nicht einen Augenblick zweifle, daß dieselben ganz nach Ihren Wünschen zur Ausführung gebracht werden. Nun seien Sie aber einmal gemütllich und sagen Sie ja, Sie wollen die Leitung der Justinus-Grube übernehmen. Allzuviel Arbeit war bei Ihnen nie ein Hindernisgrund; Sie gehören zu den Genies, die es verstehen, immer mehr Zeit zu haben, je mehr sie arbeiten.“

Werner lächelte und erklärte:

„Mein lieber, werter Herr Geheimrat, es ist wirklich nicht nötig, daß Sie eine solche Flut von Schmeicheleien auf mich niedergehen lassen. Sie sagen, es handelt sich um einen Gefallen, den ich Ihnen und der Besitzerin des Bergwerks tun soll. Wie Sie richtig bemerkten, hat mich eine Ueberfülle von Arbeit noch nie abgesehrt. Ich bin bereit, auch die Leitung der Justinus-Grube zu übernehmen.“

„Das war ein Wort," sagte der Geheimrat, „nun erkenne ich wieder meinen alten, lieben Werner. Und die nichts-würdige Suggestion von Weiberregiment und allen möglichen Geschichten lassen Sie sich gefälligst aus dem Kopfe gehen. Mein Wagen steht vor der Tür; wir müssen hinüber nach der Justinus-Grube. Ich will Ihnen dort die Beamten vorstellen, und Sie müssen sofort eingreifen, denn die Justinus-Grube muß so bald wie möglich in vollen Betrieb gestellt werden, weil wir sonst unseren Bedarf an Steinkohle nicht genügend decken können. Sie haben nur an zwei verschiedenen Orten zu arbeiten, Sie müssen vormittags auf dem einen und nachmittags auf dem anderen Werke tätig sein. Aber Sie haben Ihre Equipage zur Verfügung, und Sie können auch ein Automobil bekommen, ein kleines Auto, das die Damen nicht mehr benügen und das in besser Verfassung ist. Sie nehmen uns eine Sorge ab, und wir werden Ihnen alle dankbar sein. Wie Sie wissen, stimme ich mit Ihren Plänen betreffs der Theresienhütte überein; aber das muß ich Ihnen sagen: Es ist viel wichtiger, daß die Justinus-Grube in vollen Betrieb kommt, daß dort die Umbauten mit großer Beschleunigung fertiggestellt werden, als daß wir hier Neuerungen und Erweiterungen des Walzwerks vornehmen.

Steinkohlen sind nun einmal die Seele der Industrie, und auch Ihre Neuerungen können ohne genügende Steinkohlenproduktion nicht verwirklicht werden. Nehmen Sie Ihren Hut und Ueberzieher und kommen Sie mit. Wir sind mit meinen Pferden in zwanzig Minuten auf der Justinus-Grube, und dort können wir sofort einfahren. Grubenzeug bekommen wir im Bechenhaufe.“

(Fortsetzung folgt.)

### Grammophon-Bobbie.

Von Martin Broskauer.

Wir sahen wie jeden Abend mit Major Curtish in der Bar von Mambasa, dem einzigen Vokal dieses langweiligen ostafrikanischen Hafenortes, als die Tür aufging und ein dicker großer Mann eintrat. Er war mit einer gewissen absichtlichen Kuppigkeit gekleidet, aus der ein paar Brillanten an Händen und Kravatte unangenehm herausblitzten.

„Guten Abend, Grammophon-Bobbie, sind Sie auch wieder da?“ rief ihm Major Curtish zu. Wir sahen den Fremden erstaunt an. Man gewöhnt sich an der afrikanischen Küste an Spitznamen, schon weil die Neger den Weißen die merkwürdigsten Namen geben — aber dieser war doch sehr sonderbar. Sonderbar war auch die Wirkung auf den eben Eintretenden. Er sah uns mit einem bösen Blick an, rüdtte wortlos den Hut in die Stirn und ging wieder hinaus. Dabei warf er die Tür mit einer solchen Energie zu, daß das ganze Wellblech-Dotel ins Wackeln geriet.

Major Curtish, der das Verhalten des Mannes mit spottfunkelnden Augen beobachtet hatte, lachte leise vor sich hin. „Den Namen kann er auf den Tob nicht leiden“, sagte er, „dabei ist das der größte Spaß, den ich je in diesem Lande erlebt habe. Der Herr, der da eben so fix wieder wegging, ist Bob Samson, einer der gerissensten Negerhändler in ganz Britisch-Ostafrika. Es gibt nichts, was er den Negern nicht schon verkauft hat, vom Taschenspiegel bis zur waschechten Haarfarbe, die beim ersten Regenguß herunterläuft, — aber einmal ist er doch hingefallen, und seitdem heißt er eben „Grammophon-Bobbie“. Bob Samson geht zwei- bis dreimal jährlich mit einer Lastenkarawane in den Busch; er kennt das Hinterland besser als der Gouverneur-Resident in Zanzibar. Und was er den Negern für Eisenbein und Gummi gegen seine Schundwaren abgenommen hat, muß in die Millionen gehen.“

Es ist jetzt vielleicht sechs Jahre her, da wollte er einmal ein Geschäft in großem Stil machen. Seine gebrühten schwarzen Kunden waren wohl mit Schlipshadern, bunten Kravatten und Union-Jack-Taschentüchern übersättigt, denn schließlich reisten ein paar hundert Negerhändler damit im Lande herum, jetzt mußte ein größeres Objekt her.

Also mein Bob Samson fing an zu überlegen, dann gingen ein paar Kabeltelegramme nach England; und als der nächste Dampfer in Kisumu ankam, hatte er das halbe Hinterland voll Kisten für Samson — Grammophone, nichts als Grammophone! Ich war damals als Leutnant beim „African Military Service“ in Kisumu stationiert, daher machte ich den Hauptteil dieses Komödie persönlich mit.

Einige Wochen später kam Samson in das Büro und verlangte militärischen Schutz für seine neue Handelskarawane. Wir telegraphierten mit dem Gouverneur, und nach vier Tagen hatte ich die Ordre, mit zwölf Mann vom Eingeborenen-Regiment den ehrenwerten Mister Bob höchstselbst zu geleiten, zu schützen und ihm alles liebe zu tun, was er als britischer Untertan vom Staat beanspruchen konnte. Damals kriegte noch jeder Halunke, wenn er es bezahlen konnte, Leute vom Kaiserlichen Dienst, heute geht das ja Gottseidank nicht mehr.

Also ich trat mit meinen Leuten bei Bob Samson an. Er hatte eine Karawane von mindestens 150 Mann, lauter Buschnegere, die die Lasten mit den Grammophonen schleppen sollten. Der Weg führte von Kisumu aus südlich im Bogen durch das Hinterland, bis wir, voraussichtlich mit Eisenbein reich beladen, in Bomu wieder an der Küste auftauchen würden. Unser Aufbruch war eine Sensation, Zuschauer in allen Hautfarben standen am Wege und besahen unsere Expedition, die größte, die je auf Negerhandel gezogen war. Voran ritt ich mit Bob Samson, der besonders guter Laune war und eine Gruppe Konkurrenten die er traf, höhnisch anlachte.

„Wenn die erst wüßten, was ich noch machen will, werden sie vor Wut plazen“, sagte er zu mir, „und Bandar Duf, der indische Gauner, stirbt vor Neid!“

Bandar Duf war ein indischer Negerhändler und nebenbei der größte Geschäftsrival von Bob. Damal entwickelte mir Bobbie seine Idee. Er wollte den Negern gegen ein schönes Eisenbein die Grammophone verkaufen, richtig und ehlich, mit Trichtern, Platten und allem Zubehör. Nur eine Kleinigkeit dachte er zunächst zurückzubehalten, die Nadeln. Und ohne die konnten die Grammophone natürlich nicht spielen. Dann wollte er denselben Weg zurückgehen und den armen Negern mit Hilfe seiner Sprachkenntnisse und seiner geistigen Ueberlegenheit den „Zauber“ erklären. Worauf er ihnen die kleine Spielnadel nachträglich

gegen neues Eisenbein gütigst überlassen wollte.

Ich muß sagen, daß ich die Idee zwar nicht schön, aber ganz wirkungsvoll fand. Schließlich war ich nicht als Moralprediger mitgegangen, sondern hatte nur darüber zu wachen, daß mein Bob Samson nicht etwa von einem grammophonfähigen Neger erschlagen würde. Das übrige ging nach amtlich gar nichts an.

Als wir so an der letzten Hütte von Kisumu vorbeizogen, stand richtig Bandar Duf da, der indische Händler, und kreuzte grüßend die Hände über seinem weißen Gewande. Dabei musterte er unsern Zug schweigend und ernsthaft.

Schon am nächsten Tage steckten wir mitten im Urwald und zogen von Dorf zu Dorf. Ueberall ließ Bob Samson sein Mustergrammophon ertönen, und vom Häuptling mit zehn Nebenfrauen an bis herunter zum ärmsten Waldnegere entbrannte in allen schwarzen Herzen das Verlangen nach diesem herrlichen „Zauber“, der so schönen Rabau machen konnte. Bobs Preise waren freilich hoch, unter vierzig Pfund Eisenbein gab er kein Grammophon, und die mit den Blumen bemalten Trichter waren noch teurer. Ich schätze, daß Bob am Stüd etwa tausend Prozent verdient hat; aber er lehnte es ab, mir den Einkaufspreis bekannt zu geben!

Wir blieben in jedem Dorf nur einen Tag, und da keins der verkauften Grammophone eine Nadel erhielt, wird wohl in allen Negerhütten Stille und Jammer statt des erhofften „Zaubers“ geherrscht haben. Die ganze Sache war auch nur mit einem so gutmütigen und unintelligenten Volk möglich, wie es gerade unsere Buschnegere dort sind.

Jedenfalls tauchten wir, wie es geplant war, nach sechs Wochen in Bomu auf, schwer beladen mit Eisenbein. Raum waren wir aber in Bomu angelangt, als unsere sämtlichen Träger austriffen, einige vergaßen sogar, vorher ihre Last Eisenbein abzulegen. Bob fluchte, als ob er es stundenweise bezahlt bekam, aber es nützte nichts. Seine Rigger waren wie die Fische in den Busch gehopft, er hatte sie auch zu schlecht behandelt und die Kerle in den letzten Wochen mit Gewaltmärschen überanstrengt.

Na, sie waren weg, und er konnte kaufen und neue mieten. Nach vierzehn Tagen hatte er auch für teures Geld eine neue Trägerkarawane zusammen; nun sollten wir aufbrechen, um die schwarzen Grammophonbesitzer mit den passenden Nadeln zu beglücken.

Da erschien plötzlich, gerade drei Tage vorher, eine andere Karawane aus dem Busch, an der Spitze auf einem Schimmel Bandar Duf, der indische Händler, hinter ihm eine endlose Reihe Neger, jeder eine volle Last Eisenbein auf den Schultern.

Ernst und schweigsam zog er an uns vorbei, seine indischen Aufseher wie Wachhunde um die Neger herum, und der ganze Zug marschierte geradenwegs zum Hafen, wo der Dampfer zur Abfahrt nach Kisumu fertig lag. Ein Pfiff — und Bandar Duf und seine Leute schwammen ab!

Samson machte ein verdüstertes Gesicht, als er den verhassten Konkurrenten reich beladen vorüberziehen sah, aber er beherrschte sich und freute sich auf den Rückweg, der seinen Profit verdoppeln sollte. Endlich brachen wir auf. Und als wir uns dem ersten Dorf näherten, hörten wir schon aus den Hütten rechts und links am Wege ein Gedudel, ein Gesinge, als ob der Urwald verrückt geworden war. Mein Bob wurde ganz blaß, sprang vom Pferd, kroch in die nächste Hütte, stürmte weiter und blieb dann stehen. Die braven Rigger kamen aus ihren Lehmhütten gekrabbelt, strahlten vor Freude und zeigten auf ihre Grammophone, die aus vollem Halse — pardon Trichter — spielten.

Es war zum Tollwerden. Die ganzen alten Platten, die in Europa kein Mensch mehr kaufte, waren natürlich für die Schwarzen gut genug gewesen, jetzt klangen hier im Urwald alte Gassenhauer, abgelegte Caruso-Arien und unmoderne gewordene Operettenmelodien mit dem Jubelschrei der Neger zu einem unbeschreiblichen Getöse zusammen.

Aber das war kein Zweifel. Die Grammophone spielten — jedes hatte eine Nadel — und sogar Reservendadeln waren da! Als Samson die Nadeln untersuchen wollte, wurden die Neger unhöflich und ließen ihn nicht mehr an den „Zauber“ heran. Aber sie erzählten auf unsere Fragen, was wir wissen wollten. Und während Bob Samson vor Wut fast einen Schlaganfall bekam, dachte ich, ich sollte mich über den „Zauber“ tollachen. Bandar Duf, der indische Gauner, hatte dem guten Bobbie nachspioniert, wahrscheinlich schon nach zwei Tagen den Trick gemerkt, sich in rasender Eile von seinen indischen Schmieden — den geschicktesten Handwerker der Welt — Hunderte von Grammophonadeln machen lassen und war damit auf „Tour“ gegangen. Das heißt, er war uns nachmarschiert, brauchte keine Waren für den Tauschhandel zu schleppen und verkaufte überall den Negern die kleine Stahl-nadel, die den Zauber erst möglich machte, für Haufen von Eisenbein. Und so war es. Wohin wir kamen, krieschten die Sprechmaschinen und waren die Läger von Eisenbein so blank gekäubert, wie dieser Tisch hier. In ihrer verrückten Wut auf die Grammophonmusik hatten die Kerle sogar die Gräber ihrer Vorfahren von dem heiligen Eisenbein befreit, um so auf ihre Art in die Reihen der Kulturmenschen zu kommen.

Ihr könnt nicht ahnen, wie unsere Stellung war. Ich und meine Soldaten, wir haben uns vor Lachen nicht halten können, Bobbie unter Grammophon-Bobbie, erlaub vor Beruhelkungs die

herrlichsten Klischee, aber es nützte nichts, die ganze Schinderei des Rückwegs war umsonst. Und dazu dieses Gedudel der Grammophon, wohin wir kamen. Eine Urwaldstraße, wild, verwachsen, romantisch wie eine Mädchenphantasie und feucht wie ein Sumpf, verpestet mit diesen ekleiden Musikmaschinen! Und alle, soweit sie noch heil waren, in vollem Betrieb!

Hier „Hanker-Dooble“, dort „Gawass-Melodie“, dazwischen „Auf-in-den-Kampf-Torreo“-Geheul und „Madonna Theresia“, nur ein Zahnarzt konnte sich dieses Durcheinander ausmalen!

Endlich waren wir aus der furchtbaren musikalischen Zone heraus. Als wir wieder in Kismayu ankamen, war Banbar auf dem Dampf der längst angekommenen und hatte seinen Triumph natürlich nicht verschwiegen. Und Bobs Spitzname war schon fertig, ehe wir nur von den Pferden stiegen!“

Major Curtiß lachte wieder herzlich vor sich hin:

„Mich haben sie damals sogar „Grammophon-Bobbies Schutztruppe“ genannt, aber mir war's egal. Das vergah sich bald. Nur Bobbie Samson wird seinen Spitznamen für alle Zeit behalten!“

### Das Begießen der Blumen.

Von M. Trott.

Die Zeit, da die Hausfrau sich wieder mit der Pflege ihrer Blumen auf dem Balkon oder im Garten beschäftigt, ist wieder da und mit ihr auch die Zeit der kleinen Fertümer und Sünden gegenüber den Pflanzen. Die Blumenpflege ist nicht so leicht wie man im allgemeinen annimmt: eine Kleinigkeit, die man versteht, kann mitunter eine Arbeit von Wochen und Monaten verderben. Der Gärtner weiß das und handelt auch streng danach. Der Laie aber begehrt in seiner Unkenntnis nur allzuoft schwere Fehler. Meistens sogar beim Begießen. Auch das Blumenbegießen ist eine Kunst. Es ist ganz falsch, am Morgen oder am Abend die Gießkanne zu nehmen, und tagaus, tagein im Frühling, Sommer und Herbst gewissenhaft jeden Blumentopf, jede Pflanze so lange zu begießen, bis das Wasser im Augenblick nicht mehr aufgesogen werden kann. Die verschiedenen Pflanzen erfordern verschiedene Begießen. Licht, Luft und Temperatur wechseln täglich und verändern auch bei den Pflanzen das Bedürfnis nach flüssiger Nahrung. Ein Zuwenig ist hier ebenso schädlich wie ein Zuviel; beides kann den Tod der Pflanze herbeiführen. Darum seien dem Laien, dem Wohl und Wehe seiner Pflanzen am Herzen liegen, einige erprobte Ratschläge gegeben.

Zunächst benutze man eine Gießkanne mit Brause; dadurch wird das Wasser gleichmäßig verteilt, und Blätter und Stengel werden durch das auf sie spritzende Wasser erfrischt. Man gieße überhaupt immer „von oben“ herab, so daß die Pflanze eine richtige Dusche erhält, was sehr wohltuend und zugleich auch reinigend wirkt. Das geeignetste Wasser zum Gießen der Pflanzen ist Regenwasser. Da dies aber, besonders den Städtern nicht zur Verfügung steht, so soll man nur abgelagertes Wasser, d. h. solches, welches einige Stunden der Sonne ausgesetzt war, verwenden. Aber auch das läßt sich mitunter schwer durchführen. Jedenfalls achte man aber immer darauf, daß die Temperatur des Wassers höher ist, als die der Luft. Die beste Zeit zum Begießen sind die Morgen und Abendstunden, Will man ganz weinlich sein, so gieße man bis Johannis früh, da bis dahin die Nächte noch immer kühl sind und das Wasser den Boden kalt macht. Nach Johannis gieße man abends, da die Sonnenstrahlen vom frühen Morgen schon so intensiv wirken, daß das Wasser zu schnell verdunstet, ohne daß die Pflanzen genügend Nutzen davon haben. Niemals gieße man aber, wenn die Pflanzen gerade von der Sonne beschienen sind, denn dadurch werden sie in ihrer Entwicklung geschädigt. Ganz besonders zarte Gewächse kann man sogar dadurch in kurzer Zeit gänzlich zu Grunde richten.

Beim Blumenbegießen sollte man es sich zum Prinzip machen: einmal, aber tüchtig. Ein einmaliges, reichliches Begießen ist viel vorteilhafter, als ein mehrfaches, schwaches Uebergießen. Blumen, deren Blätter und Stengel nur flüchtig bespritzt werden, sind allerdings für den Augenblick erfrischt, das Wasser verdunstet aber außerordentlich rasch und die Wurzeln sind leer ausgegangen. Man gieße daher so tüchtig, daß man genau weiß, daß die Feuchtigkeit bis zu den Wurzelfasern durchgedrungen ist und von ihnen aufgesaugt werden kann. Pflanzen, die sich in der Zeit ihrer ersten Entwicklung befinden, bedürfen einer häufigeren Bewässerung.

Eine Beimischung von Saure zum Gießwasser, wenn sie nicht zu stark ist, bekommt den Pflanzen sehr gut. Man muß aber in diesem Falle darauf achten, daß die Flüssigkeit nur auf den Boden und nicht auf Stengel und Blätter kommt. Wasser, welches sich durch übermäßiges Gießen in den Blumentümpeln gesammelt hat, gieße man augenblicklich fort und lasse es nicht stehen, da so die Wurzelfasern leicht durch die übermäßige Feuchtigkeit zu faulen beginnen.

Wenn man die obigen kleinen Vorschriften beachtet, wird man bald merken, welch wohltuenden Einfluß das richtige, zweckmäßige Begießen auf die Pflanzen hat.

### Vermischtes.

\* Die Mehrheit. Ein bekannter englischer Chirurg machte in der Klinik die Kunde zuhause mit einem halben Duzend Studenten. Als er zu dem Bette eines Patienten kam, dessen Fall zweifelhaft war, sagte er zu seinen Begleitern: „Nun, meine Herren, ist hier eine Operation angezeit oder nicht?“ Einer nach dem andern stellten die Studenten ihre Diagnose, und sie kamen alle zu dem Schluß, eine Operation wäre nicht richtig. „Sie haben alle nicht recht, meine Herren“, sagte der berühmte Chirurg, „morgen werde ich operieren.“ „Das werden Sie nicht tun,“ rief da der Patient und erhob sich im Bette. „Sechs gegen einen ist die entschiedene Mehrheit. Ich will meine Kleider haben.“

### Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

\* Die Larve. Schillers Taucher ist in graufiger Tiefe „unter Larven die einzige fühlende Brust“. Was sind Larven, was waren sie? In ihrer Herkunft von lat. larva sind es zunächst den Furiern vergleichbare gelpensische Qualgeister, die nach Ansicht des Römers weder Lebende noch Tote mit ihren Qualereien verschonen. Was sie im Leben taten, meint ein römischer Schriftsteller (Apulejus), müssen sie auch nach ihrem Tode fortsetzen. Daß Larven dann allgemein zu gefühllosen Schreckgestalten wurden, bezeugt Schillers Wort. Ein weiterer Schritt: das Wort wurde wahrscheinlich durch heinische Darstellungen zur Gesichtsmaske, zunächst natürlich zur häßlichen, dann aber auch allgemein zur Maske überhaupt. So verlegte man früher das Gesicht unter einer Larve, wenn man zum Nimmenschanz aing, so entlarvt man den Gelehrten, wenn man ihm die Maske vom Gesicht zieht, so braucht die Naturwissenschaft die Larve im Sinne einer Maske, hinter der sich sozusagen die Buppe und daher auch das spätere Tier verbirgt. Endlich übertrug sich das Wort auch auf Horn und Erscheinung des menschlichen Antlitzes; des gesichtlos larv wird bei Orpikus zum Gesichte selbst. Aber auch in dieser Anwendung hat der Ausdruck anfangs einen häßlichen, verächtlichen Beigeschmack. Emilia Galotti giebt nach Marinellis Ansicht als „Mädchen mit wenig Larve, aber mit viel Prunk von Tugend und Gefühl und Witz“ den Grafen Appiani in ihre Schlingen, und die Königin Elizabeth spricht von der verhassten Nebenbuhlerin:

Und ist's denn wirklich wahr, daß sie so schön ist?

So oft muß' ich die Larve rühmen hören.

Endlich schwand auch dieser verächtliche Beisinn und Larve wurde schließlich zum Gesicht, so daß man heute auch von schönen Larven (Grillparzer) und allgemein von einem hübschen Lärchen reden kann. Um das „niedliche Lärchen“ der Gussel aus Blafewitz haben sich „die Herren vom Regiment“ ehemals förmlich gefritten. (Söhns (Hannover).

### Büchertisch.

— Berühmte Autoren. Zur Eröffnung der internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik am 6. Mai 1914 hat der bekannte Verlag einen Almanach herausgegeben „Berühmte Autoren des Verlags F. A. Brockhaus“. Eine Auslese hervorragender Autoren, deren Namen mit dem des Brockhaus'schen Verlags aufs engste verknüpft sind, ist in dieser reizend ausgestatteten Schrift mit Originalbeiträgen, Briefen, Familienschilderungen oder Bildnissen vertreten: Arthur Schopenhauer und Paul Deussen, Friedrich Bodenstedt und Johann Peter Edermann, Karl Gutzkow und Ferdinand Gregorovius, David Friedrich Strauß und Ferdinand Lassalle, Heinrich Schliemann und Theodor Moosvelt, vor allem aber die lange Reihe der großen Forschungsreisenden, deren Werke der Verlag Brockhaus einen bedeutenden Teil seiner Tätigkeit gewidmet hat: Schweinfurth, Stanley, Fürst Uchomskij, Slatin Pascha, Hansen, Hedin, Mikkelson, Kapitän Scott, Herzog Wolf Friedrich, Hermann von Wissmann, Sverdrup, Nordenfjöld, Emin Pascha u. a. Jedem Besucher der Wuga wird dieses Büchlein eine wertvolle Erinnerung sein.

### Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A E E H I I N N O O R R R Z Z derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:


1. Ein Gebirge.
2. Musikstück.
3. Fluß in Transkaukasien.
4. Griechischen Philo'sophen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- |                            |              |
|----------------------------|--------------|
| Weiß.                      | Schwarz.     |
| 1) Th 7 - c 7.             | Th 1 u. h 2. |
| 2) Sh 1 - d 2 †            | Sh 3 u. d 2. |
| 3) D x 1 - e 1 setzt Matt. |              |